

Unser Planet.

Blätter

für

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

N^o 47.

Mittwoch, den 21. März

1838.

Unterhaltungsblatt.

Des Sängers Jugend.

Belebend greif ich in der Lyra Saiten,
Düsterer Flor umnachtet mir den Blick,
Süße Bilder früh erkorbener Zeiten
Führt ein holdes Trugbild mir zurück.

Längst entschwand der Jugend Auzhimmel,
Scheu entwich der reine Kindersinn,
In des Lebens schwankendem Getümmel
Fiel jene Blüthen weils dahin.

Wem das Leben Kränze nie geboten,
Wem die Freude stets den Rücken wandt,
Der entzieht sich gern dem Schicksalsknoten,
Der den finstern Mächten ihn verband.

Gern verweilt er in der Jugend Räumen,
Wo die Freude ungetrübt ihm lacht,
Und vergißt bei himmlisch sanften Träumen
Gern des Lebens rabenschwarze Nacht.

A. Soltau edel.

Die Soirée.

(Fortsetzung.)

Der Mann mit den breiten Schultern und dem feisten Gesicht nahm eine Priße, indem er so fein zu lächeln sich bemühte, als seine verdothen Züge es nur zulassen wollten.

„Freilich, wenn Sie offen die Fahne entfalten, zu der Sie geschworen, so habe ich nichts gesagt,“ sprach er achselzuckend. „Mit der jeune Allemagne läßt sich nicht gut rechten.“

„Sie werden bitter, Herr von Bitterfeld,“ rief Walter. „Das sollten Sie nicht! Was wollten Sie von dem jungen

Deutschland? Soll es wie ein greiser Jüngling die Freuden des Lebens abschwören, die Ihr freilich Jugendsünden nennt, nachdem mit der Jugend auch der Reiz geschwunden und ein Genuß Euch gehässig worden ist, den Eure abgestumpften Sinne nicht mehr empfinden können? O, wir wissen das, Kinder und schwache Gemüther lassen sich damit in's Bockshorn jagen. Die Jugend ist aber frisch, weil sie Jugend ist, und noch frisch seyn kann. Ihre Irrthümer sind liebenswürdig, während die Eurigen abgeschmackt und lächerlich sind. Habt Ihr auch die Jugend der Seele bewahrt? Schlimm genug, daß man erst durch Irrthümer zur Wahrheit gelangen kann. Warum aber habt Ihr die Göttliche so verummummt, daß wir sie erst hinter all' diesem irtreführenden Plunder suchen und erobern mußten?“

Der Streit wurde heftiger und drohte in einen persönlichen auszuarten. Man schob sich allmählig gegenseitig auf ein der ursprünglichen Disputation ganz fremdartiges Terrain hinüber. Der lauter werdende Wortwechsel zog auch die Uebrigen aus allen Winkeln des Saales herbei. Da trat Therese, die bisher, scheinbar theilnahmlos, geschwiegen, weiter vor in den Kreis. Sie machte eine winkende Bewegung mit der Hand, und es stellte sich augenblicklich eine Stille ein.

„Meine Herren,“ sagte Therese, mit einem wahrhaft bezaubernden Lächeln um die anmuthigen Lippen, „es scheint, als wollten Sie selbst das Bild von Babels Thurmbau hier verwirklichen. Sie selbst sind nicht nur ganz von Ihrem anfänglich so interessanten Gespräche abgekommen, sondern Sie haben sich in ein Wortgefecht eingelassen, das namentlich für uns Damen schreckenerregend zu werden beginnt. Verzeihen Sie, wenn ich glaube, daß Sie sich ebenfalls untereinander wenig verstehen. Sie streiten um Principien und Tendenzen, von welchen Sie beide, wenn ich nicht irre, durchdrungen sind, und nur über die Wege nach Rom herrscht Uneinigkeit unter Ihnen. Es führt aber ein jeder Weg nach Rom, und wer dieß Ziel in's Auge faßt und gern dahin

gelangen will, kann nur über den zunächst und am bequemsten dahin führenden Weg, nicht aber über das Ziel im Irrthum seyn. Sie Alle wollen das Bessere in Leben, Kunst und Wissenschaft, nicht der Wille, nur die Kraft trennt Sie. Gebrauche Jeder seine Kräfte, wie er kann, und nur hinsichtlich des guten Willens laßt gutes Einverständniß unter uns heinauf seyn."

"Was soll auch das blinde Parteinehmen?" hob ein Mann mit einem schwarz verbundenen Auge an, in dem wir Victor erkennen. "Die Einseitigkeit ist mir das größte Uebel in der Welt, sie ist wenigstens die Quelle vieles Übels. Das ist aber das Schlimmste, daß Alles jetzt Partei nehmen soll, selbst die Poesie. Ich gebe Ihnen vollkommen Recht, gnädige Frau, wenn Sie Jeden seinen eigenen Weg verfolgen lassen wollen. Darin besteht ja das Wesen der Freiheit, daß im Reiche der Gedanken und Gefühle Niemand Zwang erleide, und durch den Andern hineingezerrt werde in ein Geleise, in das er nicht paßt. Da schreien sie nun Alle von Zeitgeist, der männiglich durchwehen und regieren soll. Zeitgeister gibt es, aber keinen Zeitgeist, der ja wieder nur einseitig in seinem beschränkenden Singularis seyn würde. Ist von der jetzigen Literatur die Rede, und zwar von der schönen Deutschlands, so habe ich seit lange ein löbliches Ringen und Streben nach Sprachkunst, nach Sprachtalent wahrgenommen, was die besten jungen Geister an den Tag legen. Ein solches Streben ist gar so sträflich nicht, wenn man es unter einem gewissen Gesichtspuncte besteht. Das junge Deutschland, wie man manche gute Köpfe zu benamen sich gefiel, schreibt in der That schon jetzt einen Styl, der bei dem gewohnt-n Schlandriansgange gründlich harter deutscher Gelehrsamkeit und bei der schwerfälligen Bewegung deutscher Skeptis in der That durch Grazie, Präcision und scheinbare Leichtigkeit überraschend ist. Ich nenne diese Leichtigkeit scheinbar, weil ich überzeugt bin, daß diese Leute des sogenannten jungen Deutschlands sich nicht geringe Mühe mit ihrem Style geben. Man lese diesen Heine, wie das klingt und klappt. Ich weiß nicht, ob es mir allein so ergangen ist, aber wahr ist es, daß bei den schönsten Stellen dieses graziösen Prosaisers — von seinen prosaischen rede ich nur — über der unvergleichlichen Schönheit der Sprache, welche zu bewundern ich bei der Lectüre nicht aufhören kann, mir der eigentliche Sinn so gut wie abhanden gekommen ist. Ich meine hier auch wieder nur die *Raisonnements* dieses Autors. Eben dasselbe ereignet sich mir bei Laube, von dem Jemand jüngst ganz richtig behauptet, daß er den Heine'schen Styl sich erobert hat. Ja, so etwas muß wirklich erobert werden. Es ist wie das künstliche Bollwerk vor einer Festung. Vielleicht aber hängt der Styl eines Schriftstellers mehr vom Charakter als vom Geiste ab."

"Merkwürdig ist mir auch," sagte Therese, "welch' ein gegenseitiger Austausch in dieser Hinsicht jetzt zwischen Deutschen und Franzosen besteht. Der junge Deutsche zeigt ein offensichtliches Streben, sich den sogenannten *Esprit* der überrheinischen Literatur zu eigen zu machen, und der Franzose gibt sich indes nicht geringe Mühe, deutsche Philosophie

und Kunstanschauung zu erringen. Jenen *Esprit* habe ich besonders in den Schriften der jungen Deutschländer gefunden. Die Leute reden, daß es Einem blau und grün vor Augen schimmert. Es ist größtentheils nur Schimmer, Sprachschimmer, und bei Einigen auch recht erquickender Sprachdunst, wie z. B. bei Wienbarg und Mundt. Im Ganzen genommen, kann die Sprache selbst sich nur dazu gratuliren, die Gedanken haben sich an Ausdrücken, und die Ausdrücke sich an Kern bereichert. Friedrich der Große, der so klein vom Geiste der deutschen Sprache dachte, sollte jetzt aufstehen."

"Er würde seinen französischen Klingklang gewiß gegen deutschen Wohlklang, der Melodie mit kernhafter Denkgiebigkeit vereinigt, auszutauschen sich bereit finden lassen," fiel Walter ein.

Das Gespräch wurde jetzt allgemeiner, es spielte in das Gebiet der Politik, und wunderbar genug! von da bald auf das Heitere des deutschen Schauspiels und der Oper hinüber.

(Fortsetzung folgt.)

Die Manifestationen der modernen Lyrik.

1.

Carl Beck.

Die Gedichte, welche gegenwärtigen Auffag veranlassen, erschienen vor Kurzem unter dem Titel: „Nächte. Gepanzerte Lieder von Carl Beck.“ Leipzig, bei Wilhelm Engelmann.

Im Voraus muß ich erklären, daß man es hier mit einem Poeten von so mannigfacher Eigenthümlichkeit zu thun hat, daß er, und nur er allein, abgesehen von aller Zusammenstellung mit Andern, beurtheilt werden muß.

Wie unsere Literatur sich jetzt gestaltet, muß die erste Frage bei einem neu auftretenden Dichter seyn: Wie ist seine Anschauung, welches seine Tendenzen? Denn unsere Zeit, die sich von allem Kleintlichen, von aller Beschränktheit der Ansichten zu emancipiren strebt, die durch den Sturmhauch der neuen Ideen emporgeschleudert, und zu der schwindelnden Höhe einer Universalität der Anschauung erhoben wird, sie muß andere Ansprüche machen als die Vergangenheit, deren Poesie sich größtentheils nur an das Herz und an den Herzschlag der Welt — die Natur knüpfte.

Tritt jetzt ein Dichter auf, so findet er andere Ideen, welche er durch die Farbenpracht seiner Bilder vor uns verkörpern, durch das Glockenspiel seiner Sprache schmeichelnd an unser Ohr legen kann; das Spielen mit Gefühl, mit Kindlichkeit und Courtoisie haben wir zärtlichen Naturschwärmern und Frauen überlassen; die Poesie, die so oft verkannte Tochter der Zeit, beginnt jetzt das dunkellockige Haupt zu schütteln, Anmuth blizt aus ihren Augen, Hohn spielt um den schmerzhaft verzogenen schönen Mund, und unter ihren Schänen bringt sie den Auserwählten auf Schwert und Schilt.

Ein solcher Auserwählter ist auch Carl Beck; kämpfend schwingt er das Schwert der donnernden Rede, und der Unterdrückung, der Schwäche und Kleinlichkeit hält er den undurchdringlichen Schild entgegen. Man könnte ihn einen gewaltigen Tribun nennen, mischte sich nicht oft so viel Milde und Weichheit in seine Reden, daß wir an die elegischen Trauerbilder einer herbstlichen Natur erinnert werden. Das ganze Buch ist ein lebendiger Klage-ton, aus der tiefverwundeten Brust der Zeit herausgestöhnt, und Beck tritt als der modernste der modernen Jeremiae auf.

Die Vergangenheit ist es nicht, welcher seine Lieder tönen, diese liegt abgeschlossen, begraben und scheinbar vergessen vor dem Auge unseres Dichters; wenn er manchmal noch einen Blick zurückschleudert, so malt sich Ironie um seine Lippen, Hohn und Verachtung heben den ersten Stein, um den Verbrecher, die alte Zeit, zu tödten. Wie ein Goliath, gepanzert mit der vollen Rüstung des Philistertums, steht sie da, bestimmt, von der neuen Zeit, dem jugendkräftigen frischen David, zu fallen.

Dieser David ist nun Beck wohl nicht, aber er ist einer der Steine, welche die neue Zeit sammelt, um sie gegen die riesenhaften Philister zu schleudern.

Man hat sich gewöhnt, der neuen Literatur ein zwiefaches Interesse abzugewinnen — das der Zeit und der Kunst. Was das Erstere anbelangt, kann freilich nicht von Unsterblichkeit die Rede seyn, denn über den Neugeborenen wird der Greis vergessen; aber Jene haben das innerste und wahrste Wesen der Poesie noch nicht erfasst, welche ihr das Anschlagen zeitgemäßer Töne absprechen zu müssen glauben.

So lange das rein Menschliche Gegenstand der Poesie ist, so lange sind es auch alle Interessen, welche das tiefste Wesen des Menschen in Anspruch nehmen, und thut der Fortschritt dieß nicht? Man spreche nicht von revolutionären Ideen in Beck's Buche, wahrlich, die ächte Poesie ist legitim, und die „Nächte“ sind von der Begeisterung gesalbt. Es habe wohl viele deutsche Dichter früherer und neuerer Zeit einzelne Freiheitstöne angeschlagen, aber so voll und mächtig wie Beck, noch Keiner. Man muß, wenn man das Buch liest, es ihm glauben, was er am Schlusse des Eingangsgedichtes „der Sultan“ sagt:

Ich schrieb sie hin mit meinem rothen Leben!

Nur mit Herzblut kann man hinschreiben, was sich in Einem zu Fleisch und Blut verkörpert hat. Aber so sehr der Dichter die Wirklichkeit zu schildern strebt, so gestaltet sich doch Alles — wie es das tiefste Wesen seiner Individualität bedingt — zu einem träumerischen Leben. Aus dieser unbewußten Lebendigkeit der Anschauung ist auch größtentheils der bedeutungsvollste Abschnitt seines Buches, „die neue Bibel“ hervorgegangen. Eine so stürmische Individualität wie die des Dichters kann sich nie in dieses tiefsinnige Brüten versenken, um klaren Auges in dem rothen Buche des Zeitgeistes zu lesen. Die Bibel, die er schildert, ist die Entwicklungsperiode, welcher er entgegenght. Aus dem Chaos der Ideen seiner Brust ringt sich eine neue Schöpfung her-

vor, die Zeit schwebt als Gott über dieser dunklen Welt und ihr Zauberstab schafft Licht und Dunkel. Man hat Beck mit den bedeutendsten Poeten der neuen Zeit verglichen, man wollte bald ein Stück Grün, bald Byron, bald Schiller in ihm finden. Ich glaube aber, man irrt; weil alle eben Genannte große Dichter waren, soll Beck ein Geistesverwandter von ihnen seyn. Weil er Bilder und Allegorien verschwenderisch um sich streut, deswegen ist er noch nicht Grün, ja ich halte dieß selbst für einen Fehler, denn die Klarheit des Gedankens leidet darunter; weil er knallende, hassende Töne ausstößt, gigantische Bilder thürmt, und eine düstere Schwermuth ihn umfassen hält, ist er noch nicht Byron; Schiller aber ist er am wenigsten, denn er gestaltet Alles, seine Gedanken werden plastisch ausgemeißelt, so wie ich ihn überhaupt den Buonarrotti der Poesie nennen möchte.

Das Eigenthümliche seiner Dichtungen ist die Schonungslosigkeit, die mannhaft offene Rede, der feste, eiserne Wille, der sich in Allem ausdrückt. Diese Tüge des Charakters sucht er nun auf die Kunst zu übertragen, die Idee soll ihm zur Person werden, soll schon enthalten, was jene erst aussprechen muß. Daher die gewaltigen Grundideen der Gedichte. Ich glaube überzeugt zu seyn, daß der Gedanke bei ihm im ersten Momente bloß Idee des unmittelbaren am nächsten Liegenden ist; wie er ihn denkt, ist er sich noch aller seiner Verzweigungen und Verschlingungen, aller tieferen Beziehungen und Nebenideen unbewußt, erst später wird Gedankenreihe nach Gedankenreihe in seinem Geiste sichtbar, und die Urdee wird Stammvater einer ganzen Nation. So nur läßt es sich erklären, wie in den „Nächten“ oft Gedankensprünge vorkommen, welche eine Masse Nebenideen in ihrem weiten Rachen verschlingen. Ein anderer Charakterzug seiner Gedichte ist die fast durchgehende Anwendung der Allegorie. Sie ist in sofern verwerflich, als eine durchgehende Allegorie das Verständniß erschwert. Denn hier habe ich es mit Zweien zu thun; mit dem Bilde, das der Dichter vor mir aufrollt, und mit dem Gegenstande, den er darunter versteht. Ein Theil muß nun nothwendig leiden; denn entweder vernachlässigt der Dichter den Grundgedanken des Bildes wegen, oder das Bild wird mager, um den Gedanken hervortreten zu lassen. Beck sucht Beides so viel als möglich zu verbinden, hat es auch manchmal, aber leider auf Kosten der klaren Verständlichkeit. Man staunt über diese Tiefe, Fülle und Farbenpracht der Allegorie, wie sie Beck angewandt, und kann ihn in dieser Hinsicht mit seinen Schönheiten und Fehlern nur einem Dichter an die Seite setzen: dem himmelstürmenden Ghibellinen Dante. Bei Beiden derselbe Groll, die Unzufriedenheit mit allem Bestehenden; bei Beiden dieses großartige Erfassen der Zeit, ihrer Schwächen und Mängel, und dann gleiche Propheten-, gleiche Mahnerstimmen, alles aber im Gewande der Allegorie, dieses Traumlebens der Poesie. Wohl merkt man es gleich, daß die Anwendung der Allegorie in diesen Gedichten einen tiefen Zweck habe; doch Beck hat dadurch, wenn auch Manches gerettet, nichtsdestoweniger auch Manches verloren, und es wird Viele geben, welche eben Letzteres sehr hoch an-

schlagen. Er hat die Sympathieen der Jugend gewonnen, er hat das große Verdienst, eine flammende Fackel in die morsche Kneipe des Philistertums geschleudert zu haben — aber die große Masse des deutschen Volkes wird ihn, ich spreche es mit Schmerz aus, in seinen tiefempfundensten und gewaltigsten Bildern nicht verstehen. Die Primaten der Literatur, die höher Gebildeten der Gesellschaft werden ihn auf eine hohe Stufe erheben, aber das Volk wird untenstehen und fragen: Wer ist der neue König?

(Schluß folgt.)

N e k r o l o g e.

Nicht allein Deutschland und Frankreich, sondern Europa verlor kürzlich fast zu gleicher Zeit zwei seiner ausgezeichnetsten Gelehrten; Beide im höhern Alter stehend.

Am 19. Februar d. J. starb in Paris, 80 Jahre alt, der berühmte Orientalist Sylvester de Sacy, Verfasser einer vortrefflichen arabischen Grammatik und Anthologie wie mehrerer anderer Werke, Pair von Frankreich, Mitglied der Akademie der Inschriften und Professor der persischen Sprache u. s. w., 1758 zu Paris geboren. Am 23. Februar fand sein Begräbniß statt. Die Pairskammer, die Akademie, die Universität waren dabei von ihren ausgezeichnetsten Mitgliedern repräsentirt. Die 4 Pispel des Leichentuches hielten: Graf Lascher als Mitglied der Pairskammer, Biot für die Akademie, Bournouf für das Collège de France, und Petronne für die königliche Bibliothek. An seinem Grabe wurden mehrere Reden gehalten, worunter besonders die von Hase und Amadée Jaubert, welcher Letztere im Namen des Collegiums der orientalischen Sprachen das Wort ergriff, zu erwähnen sind.

Am 27. Februar, also um wenige Tage später, endete in Leipzig, in Folge einer unerwartet schnell entwickelten Brustwassersucht, der Geheimrath und Professor der Staatswissenschaft, Ritter Carl Heinrich Ludwig Völz, geboren zu Ernstthal im Schönburgischen am 17. August 1772, sein den Wissenschaften und der Literatur gewidmetes Leben. Seit 1794 Professor an der damaligen Ritterakademie zu Dresden, seit 1803 als Professor des Natur- und Völkerrechts zu Wittenberg, nachdem er vorher kurze Zeit als außerordentlicher Professor der Philosophie in Leipzig gelehrt hatte, seit 1808 bis zur Aufhebung der Wittenberger Hochschule als Schröckh's Nachfolger, und seit 1815 anfangs als Professor der Geschichte und Statistik, dann als Professor der Politik und Staatswissenschaft auf der Universität Leipzig, hat er sich in den Herzen seiner Zuhörer, namentlich in der Zeit seiner Blüthe, ein unvergängliches Gedächtniß gestiftet. Seine zahlreichen Schriften, besonders im Gebiete der Geschichte und Staatswissenschaft, haben sich einer lebendigen Theilnahme seiner Zeitgenossen zu erfreuen gehabt, und namentlich die staatswissenschaftlichen auch zum Verständniß der Interessen unserer Zeit beigetragen. Im Leben und in sei-

nen Gewohnheiten hatte er manches Eigenthümliche; scheinbar auf die Welt und ihre Ansichten wenig gebend, war er nicht ohne Eitelkeit, die jedoch, bei seinen vielfachen liebenswürdigen Eigenschaften, nie verlegend für Andere wurde. Außerst human in allen Verhältnissen, namentlich auch gegen die Studirenden, die er sehr gern bei sich sah, war es ihm ein Vergnügen, Anderen sich gefällig zu erweisen. Diese Freude bereitete ihm besonders seine sehr ansehnliche Bibliothek, die gleich einer öffentlichen zu betrachten war. Viele Jahre schon leidend, insbesondere an einer nicht zu überwindenden Hypochondrie, war er doch fortwährend sehr thätig, und erst in den letzten Wochen vor seinem Tode setzte er seine Vorlesungen aus. Seine bedeutende Bücherammlung, beläufig aus 25,000 Bänden bestehend, wird nach seinem letzten Willen mit der Leipziger Rathsbibliothek, als besonders aufgestellte Bibliotheca Poeltiana, vereinigt werden. Den größten Theil seines baaren Vermögens hat er zur Stiftung von Convictstellen, Stipendien u. s. w. bestimmt. — Am 2. März, in den Morgenstunden, wurden die sterblichen Ueberreste dieses ausgezeichneten Mannes, dessen Verlust die Universität Leipzig und die Wissenschaften lange zu beklagen haben werden, zu ihrer Ruhestätte gebracht.

(Schluß folgt.)

N o t i z e n.

In einem der Gelegenheitsstücke auf die Einnahme von Constantine heißt es unter Anderem: „Wer schneidet uns den Kopf ab? Wer frißt uns auf mit Haut und Haar?“ Und der Chor antwortet darauf:

„C'est le bé bé bé,
C'est le douin douin douin,
C'est le bé, c'est le douin,
C'est le bédouin!“

Eine großartige Poesie!

In Paris wollte ein wohlgekleideter Mann mit einem rothen Bande im Knopfloche, einen Arzt besuchen, und setzte sich, da er denselben nicht zu Hause traf, an dessen Schreibtisch, um einige Zeilen für ihn zu hinterlassen. Der Bediente des Arztes ward einen Augenblick hinausgerufen, und als er zurückkehrte, überreichte ihm der Fremde das versiegelte Billet und entfernte sich. Als der Arzt bei seiner Rückkunft das Briefchen öffnete, las er Folgendes: „Sie brauchen Ihre Uhr, die Sie heute auf dem Kamin liegen lassen, nicht zu suchen, denn sie ist in diesem Augenblicke in meiner Tasche, die Sie nicht so leicht finden dürften. Ihr Bedienter ist kein Dieb, aber ein großer Tölpel, da er zugibt, daß man Sie in Ihrer Abwesenheit bestiehlt. Ich empfehle Ihnen dringend, denselben zu entlassen, und wage zu hoffen, daß Sie diesen freundlichen Rath als Entschädigung für das Geschenk annehmen werden, welches ich mir auf Ihre Kosten angeeignet habe. Ihr aufrichtiger Freund

Cagdeville, Dieb.“